

Heinz
Hennersdorf

**Eine Motorradfahrt
zurück ins Leben**

Aufgeschrieben von
Rosita Müller

Heinz Hennersdorf (Jahrgang 1917)
wohnt seit 2004 in der »ProCurand
Seniorenresidenz Am Straussee« in
Strausberg bei Berlin.

Am Ufer des Strausseees stand ein hohler, dicht mit Efeu bewachsener Baum. Liesels Lieblingsplatz. Bis dorthin liefen wir von der Seniorenresidenz gemeinsam. Meine Frau setzte sich auf ein Bänkchen und ich ging noch ein Stück weiter. Sie genoss den Blick auf den See, auf Strausberg und wartete auf mich.

2005 starb meine Frau. Wir waren 63 Jahre verheiratet. Das Alleinsein war furchtbar. Ich hatte zu nichts mehr Lust, wäre lieber mit ihr gegangen. Unsere Tochter bestattete die Urne in Rostock. Das war gut so. Ständig wäre ich sonst zum Friedhof hier in Strausberg gefahren.

Stadt im Grünen

Nach meinem Studium wurde mir eine Tätigkeit in Berlin zugewiesen, deshalb zogen wir 1951 nach Neuenhagen. Wir entschieden uns für das Randgebiet, weil wir hier schneller eine Wohnung erhielten als in der Hauptstadt. Endlich hatten wir ein eigenes Zuhause, nachdem Krieg und Gefangenschaft uns getrennt und wir seit meiner Rückkehr 1948 bei meinen Eltern gelebt hatten.

Später kauften wir in Neuenhagen ein Haus, stotterten es mühsam ab und lebten über vierzig Jahre darin. Unsere beiden Kinder wuchsen dort auf. Knapp fünfzehnhundert Quadratmeter Garten hatten wir zu bewirtschaften. Meine Frau putzte die obere Etage immer noch sorgfältig, als die Kinder ihre Zimmer längst nicht mehr bewohnten.

Das große Anwesen wurde meiner Frau zu viel. Grundstück und Haus einem Kind zu geben war nicht möglich, weil der Preis nach der, wie ich es nenne, »Eingemeindung« der DDR so hoch wurde, dass ein Kind

das andere nicht hätte auszahlen können. 1994 verkauften wir. Gaben den Kindern Geld, behielten, was wir glaubten bei Krankheit oder Pflege selbst zu benötigen. Die Trennung vom Haus fiel uns schwer. Dort hatten wir schalten und walten können, wie wir wollten.

Wir fanden eine Wohnung in Strausberg: zwei Zimmer, Neubau, gut ausgestattet, mit Parkett, grünem Innenhof, nur wenige Minuten vom Zentrum und vom Straussee entfernt. Wir lebten dort zehn Jahre, obwohl Strausberg nicht meine erste Wahl war. Zu DDR-Zeiten störte mich das viele Militär. Das Verteidigungsministerium hatte seinen Sitz ganz in der Nähe. Trotzdem bereute ich nicht, in die »Stadt im Grünen« gezogen zu sein.

Der Besitzer unserer Wohnung war ein westdeutscher Hals-, Nasen- und Ohrenarzt. Kein humaner Vermieter, wie wir feststellen mussten. Die Staffelmiete stieg von 17 Mark auf 23 pro Quadratmeter. Bei anderen Wohnungen im Haus hatten die Mieter mehrfach gewechselt und der Quadratmeterpreis war gesunken. Wir aber zahlten nach wie vor die hohe Miete.

Meine Frau mochte aufgrund ihres Gesundheitszustandes und unseres Alters nicht noch einmal umziehen. Liesel trug einen Herzschrittmacher und bekam 1998 eine künstliche Herzklappe. Die Operation überstand sie nur schwer. Die Genesung zog sich hin. Selbst die kleine Wohnung wurde ihr nun zu viel, insbesondere das Kochen. Kamen die Kinder oder Besuch, regte sie sich schon lange vorher auf.

Wir suchten nach einer Lösung.

Zu den Kindern ziehen wollten wir beide nicht. Früher hielt man das anders. Meine Mutter hatte zwanzig

Jahre in unserem Haushalt gelebt. Wir kamen gut miteinander aus, aber die beiderseitige Rücksichtnahme strengte an. Die Lebensauffassungen waren unterschiedlich. Sie verstand zum Beispiel nicht, wie man außer zu Weihnachten und zum Geburtstag ein Glas Wein trinken konnte. Auch war es schwierig, wollten wir abends einmal nur zu zweit sein. Gewöhnlich blieb sie auf, bis wir zu Bett gingen, obwohl sie ein schönes Zimmer hatte. Verständlich, sie war den ganzen Tag allein.

Was also blieb uns? Ein Heim? Ich hatte schrecklichste Erinnerungen an Altersheime in der DDR.

Zum achtzehnten Geburtstag unserer jüngsten Enkelin erzählte eine Bekannte: »Ich war am Sonntag in Strausberg.«

»Was machst du denn in Strausberg?«, wunderte ich mich.

»Meine Tante hat in der Seniorenresidenz »Am Straussee« ihren neunzigsten Geburtstag gefeiert. Ihr gefällt es gut dort. Das wäre auch etwas für euch.«

Doch in ein Heim?

Wir kannten die Seniorenresidenz »Am Straussee« von der *Volkssolidarität* her. Einige Male hatten wir bei Veranstaltungen dort im Café ein Tänzchen gewagt. Nun sahen wir uns die Einrichtung genauer an. Meine Frau ließ sich in der Therapiepraxis behandeln und ging probeweise zu dem Friseur im Haus. Währenddessen beobachtete ich, wie die Mitarbeiter an der Rezeption mit Bewohnern und Besuchern umgingen. Ich unterhielt mich mit Bewohnern über das Leben im Haus, versuchte Positives und Negatives herauszufinden.

Liesel und ich sprachen mit der Verantwortlichen für die Vergabe der Apartments im Betreuten Wohnen, nannten unsere Wünsche und sahen uns die Räume an. Sehr wichtig war uns, dass wir im Pflegefall nicht noch einmal umziehen müssen. Im Haus gibt es eine Pflege- und eine Demenzstation. Die Umgebung der Seniorenresidenz begeisterte uns: fünfzig Meter bis zum See, ein eigener Badesteg, ein schöner Garten, Wald in unmittelbarer Nähe, die Stadt am anderen Seeufer.

Die Zweiraumapartments waren 47 Quadratmeter groß – für uns zu klein. Wir hätten die Betten unseres Schlafzimmers durchsägen müssen und sowieso viel zu dicht aufeinandergelockt. »Können wir zwei nebeneinander liegende Apartments bekommen, am besten nach Südwest oder Südost?«, erkundigte ich mich. Diese Variante gefiel uns beiden. Es war möglich, nur nicht sofort.

Unser Mietvertrag für die alte Wohnung wies nach zehn Jahren eine Kündigungsfrist von einem Jahr aus. Die Hausverwaltung meinte: »Das ist kein Problem! Die Wohnung wird jetzt sowieso viel preiswerter. Wir finden einen Nachmieter.« Sie fanden schnell einen. Und ich fragte: »Kann ich den Vertrag mit der Seniorenresidenz abschließen?« Dies wurde bejaht.

Doch der Eigentümer der Wohnung, wie gesagt ein Mediziner, lehnte den neuen Mieter ab. An Schwerbehinderte vermiete er nicht, ließ er wissen. Er bestand auf die Einhaltung unseres Vertrages und spekulierte wohl, unsere hohe Miete noch möglichst lange zu kassieren. Trotzdem blieben wir bei unserer Entscheidung und zogen um! Neun Monate lang zahlten wir doppelte Miete.

Ein Wohnungsumzug, mehr nicht

Der Umzug in die Seniorenresidenz war für uns kein Problem. Es gab keine unruhige letzte Nacht. Keine Angst vor »dem Heim«, kein trauriges Abschiednehmen. Oder gar den Gedanken, lieber sterben zu wollen, als fortgehen zu müssen.

Meine Frau war bei unserem Umzug ins Betreute Wohnen 84 Jahre und ich 88 Jahre alt. Die Seniorenresidenz bot uns Hilfe an. Aber wir meisterten alles mit einem Umzugsunternehmen und unseren Kindern.

Da jedes unserer beiden Apartments 32 Quadratmeter hatte, standen uns 64 Quadratmeter zur Verfügung. Ich hatte mir vor der Vertragsunterzeichnung den Grundriss der Räume geben lassen, die Möbel maßstabsgerecht ausgeschnitten und die beste Einrichtungslösung gesucht. Alles war klar: Meine Frau bekam die Wohnzimmermöbel und ich das Schlafzimmer. Jeder hatte seine Sachen in seinem Zimmer, nur die Wintermäntel und längere Kleidungsstücke kamen zu mir in den Schlafzimmerschrank. Das funktionierte gut. Hatten wir uns doch beim Verkauf des Hauses schon weitgehend eingeschränkt.

Fast alle unsere Möbel konnten wir mitnehmen. Einiges übernahmen Kinder und Enkel. Nicht viel. Leid tat uns, dass wir Bücher, Bildbände, Fachliteratur, einen guten Teppich, Geschirr und Gläser entsorgen mussten. Keiner wollte das haben.

Einige der Bewohner im Haus dachten bei unserem Einzug, mit unserer Ehe stimme etwas nicht, weil wir zwei Apartments bezogen. Später meinten sie: »Was ihr gemacht habt, war vernünftig.« Hatten wir doch weit- aus größere Freiräume, auch zwei Bäder. Und, wie sich später zeigte, vorgesorgt für den schlimmsten Fall.

Wir frühstückten gemeinsam, besuchten am Mittag den Speisesaal, tranken bei mir oder meiner Frau Kaffee, aßen gemeinsam Abendbrot. Wenn wir allein sein wollten, ging jeder in sein Apartment. Für uns war das ideal. Wir fühlten uns sehr wohl. Auch ich, der ich ja Gegner von Altenheimen war, empfand diese neue Wohnform als angenehm. Die ruhige Atmosphäre, der Hotelcharakter, das Veranstaltungsangebot gefielen uns. Und wirklich wichtig war: Meine Frau brauchte nicht mehr zu kochen. Sie musste keine Verantwortung mehr für unseren Haushalt tragen. Ja, wir bedauerten sogar, diesen Schritt nicht eher getan zu haben.

Enttäuschungen gab es so gut wie keine. Auf den ersten Mieterversammlungen, bei den täglichen Gesprächen wurde uns jedoch bald klar, dass wir mit lauter alten Leuten zusammenlebten. Schnell wurde gegefirt, Starrheit und Sturheit wegen häufig belangloser Sachen gezeigt. Wir spürten deutlich, wie alt wir selbst und die anderen sind.

Was wir nicht fanden, waren wirkliche Vertrauenspersonen. Es ist wohl ungeheuer schwer, im hohen Alter vertrauensvolle Kontakte aufzubauen. Gab ich den kleinen Finger, wollte man gleich die ganze Hand. In der ersten Zeit brachte ich diesen oder jenen mit dem Auto zum Facharzt oder anderswohin. Fast wäre ich zum Taxifahrer geworden. Einem Gehbehinderten zuliebe fuhr ich mit ihm zum Mittagessen nach Bad Freienwalde. Als wir nach Hause kamen, fragte er gleich: »Wann fahren wir das nächste Mal?« Vereinahmt werden möchte ich nicht. Auch wenn ich gern helfe. Einem Herrn, dessen Hände steif sind, halte ich hin und wieder die Karten beim Skat. Manchmal helfe ich den Ergotherapeuten, manchmal Rollstuhlfahrern

zu unseren Veranstaltungen zu kommen. Lebe so das Motto meiner Eltern: Mach anderen Freude und du wirst erfahren, dass Freude freut.

Zwei bettlägerigen Frauen auf der Pflegestation lese ich einmal in der Woche vor. Das tue ich gern, doch jedes Mal quält mich die Vorstellung, selbst einmal dort liegen zu müssen. Ich bin mit Menschen zusammen, die sich Siechtum und die völlige Abhängigkeit von anderen ersparen und lieber vorher von dieser Welt gehen möchten. Warum lässt man Betroffene nicht selbst entscheiden? Ich plädiere für Sterbehilfe.

Einmal noch den Fahrtwind spüren

Als meine Frau gestorben war und ich das erste Mal nach der Einäscherung zu ihrem Lieblingsplatz am See ging, fand ich ihren Baum nicht mehr. Der Libellenbaum war weg! Wenn die Sonne schien und sie sich an den Baum gestützt hatte, setzten sich schillernde Libellen auf den hellen Ärmel ihrer Jacke. Deshalb nannten wir ihn so. Er war abgesägt worden. Geblieben war ein hohler Baumstumpf. Für mich wurde dieser Ort zur Begegnungsstätte mit meiner Liesel.

Ich musste nun entscheiden, ziehst du ins Wohnzimmer oder bleibst du in deinem Schlafzimmer. Die Entscheidung fiel mir schwer. Wäre ich ins Wohnzimmer gezogen, hätte ich noch öfter an meine Frau denken müssen. Ich blieb im Gewohnten. Meine Mäntel hingen sowieso bei mir. So war es vorher, so sollte es bleiben. Alles andere kam weg. Das half mir. So wurde ich nicht jeden Moment an das schöne Jahr erinnert, das wir zusammen am Straussee verbracht hatten.

Ich zog mich zurück vom geselligen Leben. Aß nun auch zu Mittag in meinem Apartment, weil ich nicht

neben dem leeren Stuhl meiner Frau sitzen oder mit ansehen wollte, wie jemand anderes ihren Platz einnimmt. So bin ich für mich und kann in Ruhe essen. Ohne zu schreien, weil der Tischnachbar schwer hört und man ihn vom Gespräch nicht ausklammern möchte. Die Wehwehchen der Tischnachbarn kenne ich längst und das Meckern über das Essen. Zu sehr gesalzen, zu wenig, zu hart, zu weich gekocht. Das erspare ich mir.

Langeweile plagt mich nicht. Jeden Tag bin ich mindestens eine Stunde draußen oder fahre mit dem Rad. Manchmal verreise ich. Im Frühsommer verstaute ich mein Klapprad im Auto und fuhr in meinen Heimatort Belgern. Ich genoss es, in aller Ruhe mit dem Rad Orte und Wege meiner Kindheit und Jugend abzufahren und Erinnerungen wachzurufen. An den Elbwiesen fand ich Bäume wieder, die dort schon standen, als ich noch ein Junge war.

Ich lese viel, verfüge über einen Satz moderner Lexika und einen neuen Laptop. Das Schreiben funktioniert, Drucken, Kopieren und Scannen auch. Der Internetanschluss klappt. Mit dem Surfen warte ich noch bis zum Winter. Zugegeben, ich habe manchmal Schwierigkeiten, komme wegen einer Kleinigkeit nicht weiter. Mein Enkel erklärt am Telefon viel zu schnell. Und im Haus kann ich nur bei der Leitung fragen. Möchte das jedoch nicht zu häufig tun, auch wenn ich einen guten Kontakt zu den Mitarbeiterinnen und zur Leiterin der Seniorenresidenz habe.

Die Chefin organisierte übrigens im Sommer unser morgendliches Schwimmen im See, sie fährt Motorrad – eine sportliche Frau im Alter meiner Enkel.

Sie schaffte es auch, mir zwei Jahre nach dem Tod

meiner Frau einen Schub zurück ins Leben zu geben: Wir standen beisammen und bewunderten ihr Motorrad, eine *BMW R 850 R*. Dabei war die Redakteurin eines Werbeblattes unserer Region, der das Motiv gefiel und die ein Foto machte.

Als Zwölfjähriger hatte ich gespart, Groschen für Groschen, um irgendwann ein Motorrad zu fahren. 666 Mark kratzte ich zusammen, konnte eine *DKW SB 200* mit Handschaltung am Tank, Höchstgeschwindigkeit 85 Stundenkilometer, kaufen und war überglücklich. Mein Junge fährt ebenfalls Motorrad, ist genauso verrückt wie ich.

Als wir bei der *BMW* standen, ging mir durch den Kopf: Einmal noch mit so einer Maschine über die Straßen jagen ...

Wochen danach wurde mein Traum wahr. Die Chefin brachte Jacke und Helm für mich mit. Meinte, der Hausmeister solle einen Tritt bringen, damit ich aufsteigen kann. »Niemals!«, protestierte ich. »Wenn ich nicht allein auf den Sozius komme, fahre ich nicht mit!« Ich schaffte es. Wir fuhren von Strausberg über die B1 nach Hoppegarten. Hundert Stundenkilometer! Dieser Fahrtwind! Diese Freiheit auf dem Motorrad!

Da war ich selig, fühlte mich überhaupt nicht wie ein Neunzigjähriger.

Scheu hatte ich, mich festzuhalten. Früher gab es am Sozius einen Griff, heute muss man sich am Fahrer festhalten. Das wagte ich nicht. Ich stützte mich beim Bremsen am Tank ab. Trotzdem genoss ich die Motorradfahrt, konnte loslassen von meiner Last. Glückliche und freier stieg ich von der Maschine. Ohne Tritt!

Zum Libellenbaum gehe ich jeden Tag, wenn ich zu Hause bin. Ich lege ein Blümchen, das ich im Wald

finde, die erste Eichel oder die erste Kastanie in den Baumstumpf. Von meinen Reisen bringe ich meiner Frau immer etwas mit. Am liebsten eine Muschel, sie war so gern an der Ostsee ...

Es geht mir gut, gesundheitlich, finanziell. Ich habe mich versorgt. Und guten Mutes erwarte ich, dass ich meiner Liesel folgen kann.